HEINRICH LÖFFLER

Standardsprache und Mundarten in Süddeutschland

0. Vorbemerkungen

0.1. Zur Erfahrungsgrundlage

Bevor die vier vorgeschlagenen Gesichtspunkte behandelt werden, sind ein paar Vorbemerkungen zur Erfahrungsgrundlage und der besonderen Situation in Süddeutschland angebracht.

Nicht die Größe der Bundesrepublik macht eine Arbeitsteilung in Nord- und Südhälfte nötig, es sind vielmehr die sprachlichen Verhältnisse zwischen Standard und Dialekt im Süddeutschland, die eine getrennte Darstellung nahelegen.

In Süddeutschland sind die Verhältnisse weniger klar als im Norden und Süden: alles scheint möglich, die norddeutsche Variante ebenso wie die schweizerische, und alle denkbaren Schattierungen dazwischen. Kennzeichnend ist jedoch auch, daß die Sprachgebrauchsverteilung noch wenig erforscht ist. Auch das ist bereits Teil der Sprachwirklichkeit. Es gibt zwar einzelne empirische Untersuchungen zur pragmatischen Situation von Dialekt und Standard, doch lassen diese keine allgemein gültigen Aussagen über den ganzen Süden zu.

Die Allensbachumfrage von 1966 für die ganze Bundesrepublik galt natürlich auch für Süddeutschland. Mehr als man ohnehin wußte, kam dabei aber nicht heraus.¹ Für Bayern kam noch eine Infratestumfrage von 1975 hinzu, die im Rahmen eines Forschungsprojekts von Kurt Rein durchgeführt wurde.² Das andere sind punktuelle Befragungen zu Einschätzung und Beliebtheit und zur Verwendungshäufigkeit im Rahmen anderer dialektologischer Untersuchungen.³ Unsere Kenntnisse über die Sprachverhältnisse beruhen daneben auf Impressionen und sprachbiographischen Erfahrungen der Sprachbeobachter, die in ihrer Validität mit empirischen Untersuchungen vergleichbar sind, da sie einen von jedermann beobachtbaren und nachvollziehbaren Sprachgebrauch betreffen.⁴

¹ Löffler, 1985, S. 145-148.

² Rein 1974/75.

³ Jäger/Schiller 1983; E. Werlen 1984, S. 173-297; Löffler 1985, S. 157f.

⁴ Vgl. die „Lagebeschreibungen“ in den Sprachheften Dialekt/Hochsprache-kontrastiv (Besch/Löffler/Reich 1976ff.)

0.2. Abgrenzung

Es ist also fast vermessen, den „Süden“ hier zusammenfassend darstellen zu wollen, zumal es nicht einmal klar ist, was unter Süddeutschland verstanden werden soll.

Sprachgeographisch spricht man vom „Oberdeutschen“, ⁵ wenn man den Süden meint. Hierzu gehören allerdings auch Österreich und die Schweiz. Bleibt man in der Bundesrepublik, so muß man sich eben auf den bundesrepublikanischen Teil des Oberdeutschen beschränken: von West nach Ost gesehen sind dies entlang der sogenannten Rhein-Main-Linie die südlichen Teile von Rheinland-Pfalz, Südhessen, Baden-Württemberg und Bayern. Wäre es nicht ein Zirkelschluß, so könnte man sagen, Süddeutschland ist dort, wo die südlichen Sprachverhältnisse, nämlich eine oszillierende Dialekt-Standard-Diglossie ⁶ herrschen. Aber das ist bereits vorgegriffen.

0.3. Dialekt und Standard

Auch unsere beiden Leitbegriffe „Dialekt“ und „Standard“ müssen für Süddeutschland neu gefaßt werden. ⁷ In der Schweiz wie im Norden sind die beiden Sprachpole wohlunterschieden und leicht erkennbar und in ihrer Merkmalsbeschreibung fast in Reinform vorhanden. ⁸

In Süddeutschland sind sowohl „Dialekt“ als auch „Standard“ nur idealtypische Größen, ⁹ Meß-Größen, nach denen man konkrete sprachliche Realisierungen graduell bestimmen kann. Die Meßgrößen selbst begegnen einem in der Natur eher selten. Beobachtbar sind Annäherungen an die beiden Pole: als Orts- oder Gebietsdialekte auf der einen und als Standardsprache auf der andern Seite. Die so beobachtbaren Extreme

⁵ Das „Mitteldeutsche“ zwischen Köln und Kassel wird hier als eine Art Übergangslandschaft gesehen mit Verhältnissen, die einerseits den nördlichen niederdeutschen ähneln (s. den Beitrag von D. Stellmacher in diesem Band) oder doch mit Süddeutschland vergleichbar sind. Nord- und Mittelhessen wären typisch für dieses mitteldeutsche Gebiet: Vgl. Hasselberg/Wegera 1976, S. 17-19; Klein/Mattheier/Mickartz 1978, S. 19-24; Friertshäuser 1987, S. 101-118.

⁶ Zum Begriff Diglossie: Rein 1977; Löffler 1985, S. 79-81.

⁷ Zum Dialekt-Begriff: Löffler 1980a und 1982 mit Literatur.

⁸ Vgl. die Beiträge von D. Stellmacher und R. Schläpfer in diesem Band.

⁹ Vgl. Bausinger 1978; Schuppenhauer/Werlen 1983; Jakob 1985, S. 276.

des Zeigerausschlages bei einem Einzelnen wie auch bei einer Ortssprache lassen sich aber nur mit Vorbehalt als „Dialekt“ oder als „Standard“ bezeichnen. Es ist ein Merkmalsgemisch mit dauernd wechselnden Frequenzen, das man eher als Umgangssprache oder gar als Jargon bezeichnen möchte. Daß man früher diese Zwischensprache als ein Weder-noch oder als Unsprache eher vernachlässigt hat, ist nur zu verständlich.

Genauere Beobachtungen haben jedoch gezeigt, daß es sich bei diesem Oszillieren zwischen zwei sprachlichen Polen um ein pragmatisch gesteuertes Schwanken handelt, ja um eine Art von regelhaftem Sprachgebrauch, der ganz von der Situation und dem Adressaten abhängig ist.¹⁰ Das Steuerungsprinzip wäre die Angemessenheit.

1. Domänenverteilung

Die Domänenverteilung von Standard und Dialekt ist im Süden also nicht binär: hier Dialekt, dort Standard. Die Domänen sind vielmehr einer Skalenposition zwischen Standard und Dialekt zugeordnet, die man mit Kennziffern versehen könnte, welche die Anteile an dialektalen oder standardsprachlichen Merkmalen oder den Grad der Dialektalität oder Standardsprachlichkeit ausdrückt.¹¹

Auch die Domänen selbst sind pragmatische Merkmalsbündel. Diese korrelieren mit entsprechenden sprachlichen Merkmalsbündeln auf der genannten Dialekt-Standard-Skala, die nun – und das macht alles so verzwickelt – an jedem Ort und bei jedem Sprecher jeweils etwas anders sein können.

Ich gehe dabei von der gesprochenen Sprache aus. Im Geschriebenen soll selbstverständlich die Standardsprache gelten. Daß auch die Fehlerhaftigkeit im Schriftlichen einer geographisch-negativen Regelsteuerung unterliegt, ist eine andere Sache und gehört in den Bereich der „Fehlergeographie“.¹²

Domänen sind also pragmatische Merkmalskonstellationen, die je nach Ort, geographischer Breite, individuellem Vermögen, sozialem Status, dem Öffentlichkeitsgrad oder der Adressateneinschätzung eine bestimmte „Sprachlage“ evozieren, die man als Position auf einer bipolaren

¹⁰ Ruoff 1973, S. 181-192; Rein 1983, Zehetner 1985, S. 181f.; Frieberthäuser 1987, S. 101-118.

¹¹ Ammon 1973: „Dialektale Stufenleitern“ S. 89ff.; „Dialektniveaus“ S. 167ff.; Rein 1974/75; Jakob 1985, S. 261-279.

¹² Vgl. Löffler 1982a.

Sprachskala zwischen Standard und Dialekten eintragen könnte.

Solche Merkmalspaare der situativen Konstitution sind z.B.:¹³

LINKER POL:

RECHTER POL:

Sprachlagen auf einem Sprachkontinuum:

[Dialekt] – [Stadtsprache/-dialekt] – [Lokale Standards] – [Standard]

GESPROCHEN	[Medium/medial]	GESCHRIEBEN
PRIVAT	[Situation/situational]	ÖFFENTLICH
BEKANNT	[Partnereinschätzung/familial]	FREMD
LAND	[Urbanität/urbanial]	STADT
SOZIALSTIGMA	[Sprechereinschätzung/sozial]	SOZIALPRESTIGE
SÜDLICH	[Geographie/areal]	NÖRDLICH
ALT	[Generation/generational]	JUNG
MÄNNLICH	[Geschlecht/sexual]	WEIBLICH
ORTSGEBUNDEN	[Profession/professional]	MOBIL
SPRACHSTABIL	[Individuum/idiolektal]	SPRACHMOBIL

Innerhalb dieses Merkmalspektrums lassen sich pro Ort und Individuum bis zu fünf und mehr Sprachvarianten identifizieren,¹⁴ die kontinuierlich ineinander übergehen und für das fremde Ohr wie Dialekt klingen, für Einheimische oder Partner desselben Kommunikationskreises sind diese Abstufungen jedoch bemerkbar und werden als Signale für die situative Partnereinschätzung verstanden.

Trotz des stufenlosen Übergangs kann man versuchen, einige Zonen auf der Skala zu benennen und bestimmten Konstellationen zuzuordnen. Ein Zusammenhang zwischen Skalensegmenten und einem Nord-Süd- oder einem generellen Stadt-Land-Gefälle kann nicht gesehen werden. In Süddeutschland ist überall alles möglich, und auch die Extreme liegen geographisch nah beisammen.

Folgende Grundkonstellationen möchte ich unterscheiden:

1. Den Schweizer Fall: im Gesprochenen gilt Dialekt, im Geschriebenen die Schriftsprache – und dies wie in der Schweiz ohne Skrupel und

¹³ Vgl. Löffler 1980, S. 5-8 und die „Dimensionen“ der Dialekt- und Standard-Beurteilung bei Sprechern: E. Werlen 1984, S. 186-188.

¹⁴ Ruoff 1973, S. 181ff.; 192ff.; Zehetner 1985, S. 181ff.; Friebertshäuser 1987, S. 111.

schlechtes Gewissen oder Ansehensverlust auf lokaler Ebene.

2. Die Dialekt/Standard-Diglossie wie unter (1), jedoch mit schlechtem Gewissen: Dies gilt für bestimmte Gegenden und für bestimmte Personenkreise. Sprecher von Stadtmundarten haben kein schlechtes Gewissen, Sprecher von Stadtumland-Mundarten oder solchen ländlichen Mundarten, die nicht vom Prestige eines städtischen Zentralortes gedeckt sind, schon eher. Das äußere Erscheinungsbild entspricht dem von (1), doch ist hier Dialektsprechen mit Prestigeverlust und geringem sozialen Ansehen verbunden.

3. Die norddeutsche Variante ist auch im Süden zu finden: Standard im Gesprochenen wie im Geschriebenen nach dem Motto: „Schreib, wie du richtig sprichst“ oder: „Sprich, wie du richtig schreibst.“ Noch vor einiger Zeit hätte man gesagt, das seien nur die aus dem Norden Zugereisten oder allenfalls die ehemaligen Flüchtlinge. Heute sind diese Zugereisten bereits in der zweiten oder gar dritten Generation ansässig und bilden eine stabile Schicht, die sich mit der einheimischen Bildungsschicht etwa von Lehrern und höheren Beamten verbunden hat. Dies gilt besonders für die zahlreichen neuen Universitätsstädte und Orte mit standard-sprachlichen Kultureinrichtungen wie Theater und Rundfunkanstalten, Mainz, Stuttgart, Konstanz, Augsburg, Regensburg u.a. Die nur standardsprachlichen Sprecher sind nicht mehr Fremde oder Zugereiste, sie bilden eine wenn auch geringe bodenständige Schicht, die allerdings nicht überall auch das höchste Ansehen oder Sozialprestige genießt, ja von den Alteingesessenen sogar verachtet wird, wie das z.B. in Konstanz der Fall ist. Dort spricht der Intendant des Theaters denn auch mit den Leuten städtische Umgangssprache anstatt berufsnäherem Bühnendeutsch.

4. Der vierte Fall ist typisch süddeutsch: In den großen Städten gilt eine besondere Stadtsprache, die öffentlich gesprochen wird – nicht nur von der sogenannten Unterschicht. Diese Stadtsprache kann wiederum als eine Skala von verschiedenen Schwankungsbreiten angesehen werden, die jedoch eine merklich dialektale Seitenlage haben. Das gilt für die meisten der oben schon genannten süddeutschen Städte. Wie schon erwähnt, ist gerade in diesen Städten mit Stadtdialekt auch die norddeutsche Variante anzutreffen. Die Koexistenz von fast gleichberechtigten Variantensystemen bringt erst recht zum Schwingen. Stadtsprachen sind daher besonders variantenreich und beweglich. Einzelne Sprecher können auch an mehreren Systemen partizipieren, pflegen also mehrere Sprachkontinua nebeneinander, die jedoch ganz unkontinuierlich gegeneinander abgegrenzt sind. Dies kann dann bei ein und derselben Person zu mehreren sprachlichen Identitäten führen. Von den Merkmalen her sind Stadtsprachen wirkliche Mundartvarianten. Sie werden auch

als Umgangssprachen bezeichnet. In manchen Städten bildet sich auf der standardnahen Seite der Skala ein besonderer Substandard heraus, eine Hochsprache mit stark lokalen oder regionalen Zügen. So spricht man schon lange vom sogenannten „Honoratiorenschwäbisch“,¹⁵ – in der Schweiz das „Großratsdeutsch“ – oder in Bayern vom „Bayerischen Hochdeutsch“. ¹⁶

5. Schließlich ist noch der Fall zu nennen, der eher in ländlich-kleinstädtischer Umgebung gilt: Dort hebt sich eine soziale Führungsschicht, z.B. die Lehrer, Pfarrer, Apotheker oder Betriebsleiter nur ein wenig von der Lokalmundart ab, bemüht sich um eine abgehobene Sprechweise, deren Merkmale sich der nächst größeren Stadt oder eben der Standardsprache annähern.

Diese fünf Möglichkeiten sollten nur Beispiel einer denkbaren Abgrenzung sein. Die Zahl der Konstellationen ist theoretisch beliebig groß.

2. Die soziale Geltung von Dialekt und Standardsprache

Auf Grund der doch sehr komplexen und unterschiedlichen Konstellationen kann man über die soziale Geltung von Standard und Dialekt oder von Zwischenformen nichts Generelles sagen. Aus der Innensicht gibt es auf der Sprachskala überall ein links und ein rechts, ein oben und ein unten.

So ist mancherorts Dialektsprechen an und für sich nicht mit Prestigeverlust verbunden, wie das Beispiel des Konstanzer Theaterintendanten zeigt, aber Nur-Dialektsprechen-Können oder Nichtanders-Können hat seine sozialen Tücken. In Gegenden mit einer starken Dialektvitalität ist umgekehrt Hochdeutschsprechen nicht gerade ein Prestigeverlust aber Nicht-Dialektsprechen-Können drückt dort umgekehrt aufs Ansehen und die soziale Akzeptanz und wird als Symptom mangelnder Ortsloyalität interpretiert.

Insgesamt scheinen die Verhältnisse komplizierter zu sein als noch vor 20 oder 30 Jahren, es sei denn, die Komplexität ist eine Folge der genaueren Beobachtung oder Beachtung des Sprachgebrauchs eben bei viel mehr Sprechergruppen als früher.

¹⁵ Bausinger 1978, S. 19ff.; Löffler 1985, S. 129.

¹⁶ Zehetner 1977, S. 20f. Zehetner 1985, S. 202ff.: Überlegungen zu einer „bairischen Hochsprache“.

3. Sprachliche Zwischenlagen

Für den ganzen Süden scheinen die sprachlichen Zwischenlagen überhaupt das kennzeichnende Merkmal zu sein, so daß man eigentlich gar nicht von Dialekt und Standard, sondern von diesen Zwischenlagen sprechen muß. Nicht daß hier keine Normen gelten würden und man nicht wüßte, was rechtes Deutsch und rechte Mundart seien oder daß hier die deutsche Einheitssprache sprachhistorisch noch gar nicht angekommen wäre. Als Meßgrößen gelten beide Pole idealtypisch. Sie kommen allerdings in reiner Form nur in Büchern vor. In der sprachlichen Selbsteinschätzung siedelt man sich irgendwo auf dieser Sprachskala an und „switcht“ eigentlich weniger als daß man zwischen den Polen hin und her schwingt. Gerade weil alle den mit den beiden Sprachpolen verbundenen Anspruch kennen, sind die Stellen dazwischen kommunikativ so bedeutsam. Man kann mit der Verwendung einer bestimmten Sprachlage und einer entsprechenden „Schwingungsbreite“ seine Situations- und Partneereinschätzung mit allen damit verbundenen sozialen Beziehungsimplikationen wirkungsvoll signalisieren.

4. Entwicklungen der letzten Jahrzehnte

Ich möchte hierzu folgendes vermuten:

1. Die gesprochene Standardsprache (= der „norddeutsche Fall“), ist auch im Süden nicht mehr so außergewöhnlich wie früher: Hier haben die Flüchtlinge nach dem Krieg und die nachfolgende Bevölkerungsfuk-tuation auch auf dem flachen Land und nicht zuletzt auch die zahlreichen neuen Hoch- und Fachschulen mit ihren demographischen Konsequenzen mehr wohl als die Medien auf die Sprachverhältnisse eingewirkt. Dies bedeutet aber auch, daß Hochdeutschsprechen heute nicht mehr nur mit Prestige verbunden ist: Es ist eine Möglichkeit, die zunächst lediglich soziale Signale enthält über die Berufsgruppe oder Branche, der ein Sprecher angehört.

2. Das zweite ist ein Ausgreifen dialektaler Varianten auch auf Gebiete, die vor einiger Zeit der Standardsprache vorbehalten waren: Vor dreißig Jahren hörte man in den Gängen der Universität Freiburg keine lokalen Laute, wenigstens keine lauten Laute. Heute ist dies anders: man hört badisch und schwäbisch, auch in der Sprechstunde und manchmal auch im Seminar. Das bedeutet nicht, daß früher mehr Studenten Hochdeutsch konnten, die badischen und schwäbischen Studenten waren früher einfach still. Heute reden sie. Dadurch werden Varietäten sichtbar, die man früher gar nicht wahrgenommen hat. Die Dialektwelle ist also auch eine Folge der abnehmenden Sprechhemmungen gerade bei In-

telletuellen und keine Frage der Zivilcourage mehr. Dadurch hat die Stigmatisierung abgenommen. Ja selbst auf oberster Ebene, in den ehemals dialektfreien Radiostudios kann man immer mehr feststellen, daß auch akzentfreie Radiosprecher hin und wieder lokale Färbungen einfließen lassen. Es dient ihrem Prestige, allerdings auf dem Hintergrund, daß sie normalerweise akzentfrei sprechen können.

Dies alles deutet auf ein neues Sprecherideal hin: Man möchte möglichst mobil und flexibel sein und die persönliche Sprachskala so breit wie möglich halten. Dies garantiert nicht nur eine große kommunikative Reichweite im Sinne eines verbalen Verständigungshorizontes. Es erweitert auch den Aktionsradius der sozialen Beziehungspflege sowohl in der horizontalen wie vertikalen Ebene. Indirekt wird dadurch natürlich auch intellektuelle Mobilität, Bildung, berufliche Flexibilität und Erfolg angezeigt.

Diese Tendenz gilt für die Beweglichkeit von der Standardsprache her hin zum Dialekt ebenso wie in der umgekehrten Richtung. Nicht der eine oder andere Pol sind prestigebehaftet oder stigmatisiert, sondern die Beweglichkeit der innersprachlichen Polyglossie:¹⁷ Wie schon bei Meier Helmbrecht in mittelhochdeutscher Zeit ist auch heute Sprechenkönnen in verschiedenen Lagen und Idiomen Zeichen dafür, daß man weltgewandt und herumgekommen ist – damals wie heute ein Grund zu größerem Ansehen und Prestige.

Literatur

Ammon, Ulrich (1973): Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit. Weinheim, Basel.

Bausinger, Hermann (1978): Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Zur Fernsehserie „Deutsch für Deutsche“. 2. Aufl. Frankfurt.

Besch, Werner/Löffler, Heinrich/Reich, Hans H. (Hrsg.), Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht. Düsseldorf.

Friebertshäuser, Hans (1987): Das hessische Dialektbuch. München.

Hasselberg, Joachim/Wegera, Klaus-Peter, Hessisch. (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht H. 1) Düsseldorf.

¹⁷ Der Begriff „Polyglossie“ ist nicht allgemein eingeführt. Er soll sich von der „einfacheren“ „Diglossie“ abheben und andeuten, daß mehrere Sprachstufen und „Anlässe“ des Sprechens unterschieden werden müssen.

- Jäger, Karl-Heinz/Schiller, Ulrich, Dialekt und Standardsprache im Urteil von Dialektsprechern. Untersuchung der Einstellungen von alemannischen Dialektsprecherinnen zu ihrem Dialekt und zur Standardsprache. In: Linguistische Berichte 83. S. 63-95.
- Jakob, Karlheinz (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. 2 Bde. (Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland Bd. 3) Marburg.
- Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickartz, Heinz, Rheinisch. (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht H. 6) Düsseldorf.
- Löffler, Heinrich (1980): Probleme der Dialektologie. Eine Einführung. 2. Aufl. Darmstadt.
- Löffler, Heinrich (1980a): Dialekt. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen S. 453-458.
- Löffler, Heinrich (1982): Gegenstandskonstitution in der Dialektologie: Sprache und ihre Differenzierungen. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.), Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York S. 441-463.
- Löffler, Heinrich (1982a): Interferenz-Areale Dialekt/Standardsprache: Projekt eines deutschen Fehleratlases. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und internationalen Dialektforschung. Berlin, New York, S. 528-538.
- Löffler, Heinrich (1985): Germanistische Soziolinguistik. (Grundlagen der Germanistik 28). Berlin.
- Rein, Kurt (1974/75): Empirisch-statistische Untersuchung zu Verbreitung, Funktion und Auswirkungen des Dialektgebrauchs in Bayern. Bericht über das Forschungsprojekt „Bayerischer Dialektzensus“. In: Papiere zur Linguistik 8, S. 88-96.
- Rein, Kurt (1977): Diglossie von Mundart und Hochsprache als linguistische und didaktische Aufgabe. In: Germanistische Linguistik 5/6, S. 207-220.
- Rein, Kurt (1983): Bestimmende Faktoren für den variierenden Sprachgebrauch des Dialektsprechers. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und internationalen Dialektforschung Bd. 1.2., Berlin, New York, S. 1443-1455.

Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache (=Idiomatologia 1). Tübingen.

Schuppenhauer, Claus/Werlen, Iwar (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekten und deutscher Standardsprache. Teil 1: Die nördliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. Teil 2: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und internationalen Dialektforschung 1.2, Berlin, New York, S. 1411-1427.

Werlen, E. (1984): Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 46), Wiesbaden.

Zehetner, Ludwig G. (1977): Bairisch. (Dialekt/Hochsprache - kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht H. 2), Düsseldorf.

Zehetner, Ludwig G. (1985): Das bairische Dialektbuch. München.